



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Reisegedanken und Reisebilder

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

lichung näher zu bringen. Steht einmal hinter der Presse eine starke, selbstbewußte Organisation, so hört auch der Zustand auf, daß sich das Verhältnis der Regierung, der politischen und wissenschaftlichen Autoritäten zur Presse nach dem Heinsichen Verse richtet: „Blamir mich nicht, mein schönes Kind“ u. s. w., dann kommt vielleicht die Zeit, wo sich der Journalistenstand den übrigen Berufen gleichberechtigt anzugliedern vermag, wo unsre Zeitungen von Leuten geschrieben werden, die etwas von dem verstehen, was sie beurteilen sollen, und — o schönster Traum! — wo die Journalisten ein anständiges Deutsch schreiben.



Reisegedanken und Reisebilder



or ein paar Monaten haben wir Grenzbotenleser einen Kursum in der Kunst zu reisen durchschmaruzt. Hat der Lehrer Erfolg bei der deutschen Jugend, dann werden die beiden Aufsätze in Heft 23 und 24 dereinst als Marksteine in der Geschichte unsers Geisteslebens gelten, denn dann wird eines der drei Gebiete des Idealen, das des Schönen, für immer aus dem Sumpfe jener Gemeinheit, die sich mit Unrecht Realismus nennt, gerettet sein. Die Darwinianer erklären bekanntlich das Schöne für die Erscheinungsform des dem Individual- und Gattungsleben zuträglichsten; jedem Hans — so etwa sagen sie — erscheint „diejenige“ Grete, jedem Heuschreck „diejenige“ Heuschreckin, jedem Nilpferd „diejenige“ Nilpferdin — oder heißt's Nilstute oder Nilkuh? — am schönsten, die für das Geschäft der Kinderzeugung am besten für ihn paßt. Wenn demnach die Ästhetiker einen Schönheitskanon aufstellen und etwa behaupten, die Sixtina sei schöner als eine Heuschreckin oder Molchin und die mediceische Venus komme dem Ideal weiblicher Leibesgestalt näher als Hansens Grete, so machen sie sich einer lächerlichen und unerträglichen Anmaßung schuldig, der sich zwar die Menge in ihrem blinden Autoritätsglauben lange Zeit hindurch gebeugt hat, die aber ein hoffnungsvolles junges Geschlecht mit Erfolg abzuschütteln beginnt.

Bei der menschlichen Schönheit liegt diese Verwechslung des Schönen mit dem Zweckmäßigen und dem sinnlich Angenehmen so nahe, daß sie entschuldigt werden kann. Nahe verwandt sind ja die drei Gebiete an sich schon und greifen vielfach in einander über. Ein zweckmäßig angelegtes und ein-

gerichtetes Gebäude braucht zwar nicht immer schön zu sein,*) aber ein unzweckmäßiger Bau ist gewöhnlich auch unschön, und Konstruktionsfehler sind wohl stets zugleich Schönheitsfehler. Akademisch gebildete Baumeister unsrer Zeit bringen es z. B. fertig, die Pilaster des Oberstocks ohne dazwischenliegendes kräftiges Gesims unmittelbar auf die des Unterstocks zu stellen und wohl gar drei oder vier Reihen so unvermittelt aufeinanderzustengeln. Nun haben zwar moderne Pilaster nichts zu tragen, aber sie machen doch den Eindruck, als hätten sie etwas zu tragen und würden von dem, was unter ihnen steht, getragen, und man erwartet bei jeder Erschütterung, diese wurmähnlichen Gebilde umknicken und die obern Baukastenklötzchen über die untern herunterpurzeln zu sehen. Der Anblick macht seefrank und wirkt unschön im höchsten Grade. Ähnlich ist es mit dem Angenehmen. Der peinigende schrille Klang einer Brettsäge ist freilich keine Musik; aber auch die schönste Symphonie erzeugt eigentlich kein leibliches Behagen, und bei der geringsten Unpäßlichkeit wird jede Musik lästig. Am allerwenigsten Einfluß auf das leibliche Gedeihen und Befinden haben die Wahrnehmungen des geistigsten aller Sinne, des Gesichtsinns. Es wäre geradezu lächerlich, wenn jemand behaupten wollte, dieser oder jener schöne Anblick fördere das Leben des Individuums oder der Gattung. Nicht einmal das unmittelbar getroffene Sehorgan erfährt durch Schönes irgend welche Förderung, wie ihm auch der häßlichste Anblick nichts schadet; der Anblick eines abschreckend häßlichen Negerweibes erzeugt weder eine Augenentzündung, noch macht er kurzsichtig, noch schwächt er den Sehnerv. Im Gegenteil sind es gerade schöne Erscheinungen, lebhafte Farbenspiele z. B., Schauspiele bei blendender Beleuchtung, die, allzu beharrlich angestarrt, den Augen zuweilen schaden, und der Quell aller sichtbaren Schönheit, das Sonnenlicht, tötet, wenn seine Wirkung nicht abgeschwächt wird, die Sehkraft.

Also mit dem Zweckmäßigen und dem sinnlich Angenehmen steht das Schöne freilich in Wechselwirkung, und der Anblick schöner Menschengestalten kann durch die Verknüpfung gewisser anderer Nervenzentren mit dem Sehzentrum in so besondrer Weise wirksam werden, daß hier die Verwechslung des einen Gebietes mit dem andern nahe liegt, aber beim landschaftlich Schönen ist keine Verwechslung möglich. Es giebt schlechterdings keine Stelle, weder in den Verdauungsorganen noch sonstwo, an der das Individuum oder die Gattung durch den Anblick einer schönen Landschaft gefördert oder durch den eines Schmutzloches geschädigt würde. In der einförmigsten Ebne gedeiht das Menschengeschlecht gerade so gut wie in einem hochromantischen Gebirge. Ja bis in Rousseaus Zeiten hinein hat der allgemeine Geschmack die Gegenden,

*) Die Anordnung der Eingeweide im Gebäude des Menschenleibes ist eben so zweckmäßig als unschön. Schönheit war hier nicht nötig, weil ja die Eingeweide für gewöhnlich nicht gesehen werden. Ihre Umkleidung hingegen, die sichtbar ist, verbindet die Schönheit mit der Zweckmäßigkeit.

die wir wildromantisch nennen, für häßlich erklärt, und sie sind geflohen worden. In der landschaftlichen Schönheit tritt also etwas völlig neues, im ganzen Umkreise der Sinnlichkeit nicht zu findendes und aus ihr schlechterdings nicht zu begreifendes hervor, das für alle, denen der Sinn dafür abgeht oder noch nicht aufgegangen ist, gar nicht vorhanden ist, gerade so wie es für Menschen ohne musikalisches Gehör, sie mögen übrigens noch so scharf hören, gar keine Musik als Musik giebt, und für die musikalisch Ungebildeten nur Tanzmusik und einfache Lieder, aber keine symphonische Musik.

Doch was hat denn das mit dem Reisen zu schaffen? Giebt es irgend eine Gegend in der Welt, der die Schönheit ganz versagt wäre, steht nicht jedem zu Hause das Thor offen, durch das man ins Wunderland des Schönen eintritt? Gewiß. Ein paar Bäume und ein Stück Wiese, namentlich wenn auch noch ein kleiner Wasserspiegel dabei liegt, genügen zu einem anmutigen Landschaftsbilde, und der Heide fehlt es so wenig an Erhabenheit wie dem Meere. Aber wer nur eine Art von Landschaften kennt, kann doch schwerlich sagen, daß er die Schönheit der Natur überhaupt kenne. Auch giebt es Abstufungen darin, und eignen sich die freundlichen Bilder der Ebne und des Hügellandes am besten zum Hintergrunde unsers täglichen Schaffens, so sind es doch erst die romantischen und die erhabnen Landschaften, die uns packen und aufrütteln, und bei deren Anblick uns die eigentliche Bedeutung der Schönheit aufgeht. Wo die Wasserfluten als flüssiges Gold und flüssiger Smaragd den Schwimmer umspielen, wo Berge, die ein kleines Paradies umrahmen, ihre Körperlichkeit zu verlieren scheinen und als zartblaue Lichtgestalten an die ewigen Höhen erinnern, auf denen das wahre Paradies ruht, wo die Malerin Sonne Felswände findet, die sie allabendlich in buntsammetne Vorhänge mit Goldstickerei verwandeln kann, und Eisriesen, die sie in holdselig erröthende Jungfrauen verwandelt, wo die schwarzen Steinkolosse mit ihrer blendend weißen Zackenkrone die Vorstellung einer unnahbaren Größe und Reinheit erwecken, da erst merken wir, daß H_2O und Silicium und Carbo nicht bloß alles das verrichten, was uns die Chemie, die Geognosie und die Mechanik lehren, sondern nebenbei auch noch etwas andres können, ähnlich wie Grillparzer nicht bloß Akten schreiben, sondern nebenbei auch dichten konnte.

Reisen ist also gewissermaßen notwendig, wenn der Menschheit die reine, wahre und vollständige Idee des Schönen aufgehen soll, um so notwendiger, als die landschaftliche Schönheit auf solche, die sie immer vor Augen haben, ihre Wirkung zu verlieren scheint. Bei meinem gewöhnlichen Tagewerk und immerfort möchte ich romantische und heroische Landschaften oder sonst entzückende Bilder nicht vor Augen haben, sie würden mich stören und aufregen; was aber anfänglich aufregt, das stumpft mit der Zeit ab. Von welchem Gesichtspunkte die Schweizer heutzutage einzig und allein noch ihre Berge und Seen ansehen, das ist ja bekannt.

Damit sind wir einem Thema nahe gekommen, das schon zu sehr breitgetreten ist, als daß es erlaubt wäre, sich an dieser Stelle noch einmal darauf zu tummeln. Nur das eine möchte ich bemerken, daß man weder den Schweizer Wirten noch den Wirten im allgemeinen vorwerfen kann, sie übervorteilten die Gäste — die steigende Bodenrente und die Güte dessen, was geboten wird, rechtfertigen die Preise —, daß sie vielmehr selbst sozusagen ein Opfer jener Entwicklung sind, die heute jedermann zwingt, vorwärts zu hasten, wenn er nicht überrannt werden will. Da eine stetig wachsende Zahl reicher Leute, die, mit dem Notwendigen nicht zufrieden, Bequemlichkeit und Luxus verlangen, alle schönen Gegenden überschwemmt, so muß die braune Holztäfelung des Gastzimmers Tapeten und Goldleisten Platz machen, müssen sich Treppe und Flur mit Teppichen bedecken, die Treppenabsätze mit Spiegeln, Topfgewächsen und Thonfiguren schmücken, und muß das Schwarzbrot, das ehemals die Hauptnahrung des fußreisenden Gymnasten und Studenten war (täglich drei- oder viermal um einen bis anderthalb Silbergroschen), gänzlich verschwinden. Sa, Brot, Butterbrot mit Käse, kann überhaupt im „Hotel“ — und welches Bergwirthshaus hieße heute nicht Hotel! — gar nicht mehr bestellt werden; man bekommt das Brot nur als Zugabe zum Aufschnitt oder zur „Salami,“ bei welchen Speisen aber wiederum nicht das bißchen Fleisch die Hauptsache ist, sondern das Geschirr: ein Teller zum Brot, ein Teller zur Butter, ein, auch zwei Teller zum Fleisch, zwei Paar Messer und Gabeln, noch zwei einzelne Messer, mehrere Servietten; bei einem Kaffee für zwei Personen wird ein ganzer Porzellan- und Silberwarenladen aufgeboten. Alle diese Dinge kosten Geld, viel davon geht beim Gebrauch zu Grunde, und es ist klar, daß, was sie kosten, entweder den Preis der Speisen erhöhen oder die Portionen verkleinern muß. Und wenn Bädeler heuer noch den „Wilden Mann“ oder den „Blauen Engel“ oder das „Rößli“ als billiges Gasthaus empfehlen darf, so leitet er damit einen solchen Strom von Gästen, darunter auch anspruchsvolle, dahin, daß sich der Wirt dadurch veranlaßt sieht, seine bescheidne Herberge auf eine höhere Stufe emporzuheben, und übers Jahr ist aus dem „Rößli“ das Hôtel du Cheval Blanc geworden. Zwar kann man sogar in Interlaken noch ein gutes vollständiges Mittagessen für einen Franken bekommen,*) aber nur, wenn man keine gesellschaftlichen Rücksichten nimmt. Nicht jeder Mann von bescheidenem Einkommen kann das, und nicht jeder, der es könnte, wagt es.

Ist die Sache selbst bekannt und beklagt genug, so wird doch ihre soziale Seite noch lange nicht genug beachtet. Wir haben es hier mit einer jener Erscheinungen zu thun, an denen der Übelstand zu Tage tritt, daß die Fort-

*) In Breslau kostete vor vierzig Jahren die Portion Mittagessen in Speiseanstalten, die von Studenten besucht wurden, zwei Groschen bis drei Silbergroschen; ein Student, der um vier Silbergroschen speiste, galt schon für vornehm.

schritte der Technik weit mehr den Reichen als den Armen zugute kommen, ja die Lage der Armen wohl gar gegen früher verschlimmern. Daß Arme lediglich zum Vergnügen reisten, kam in frühern Zeiten weit häufiger vor als heute. Herbergen, in denen man nichts als Obdach fand — die Kost konnte zusammengebettelt werden —, gastfreie Hütten (im Mittelalter Klöster) gewährten billige oder kostenlose Unterkunft, nach einem Paß fragte niemand, Kriegszüge, Wallfahrten, Kaufmannsgeschäfte, Vervollkommnung im Handwerk boten solchen Leuten, die der Forschungsdrang oder die bloße Neugier oder Veränderungs-lust zum Wandern trieben, willkommene Vorwände, und wars einem in der Fremde nicht geglückt, kehrte er arm heim und mußte er von vorn anfangen, so war er deswegen nicht verachtet. Man kannte nicht die schrecklichen Worte „deklaffirt“, „entgleist“, die heute jeden Mittellosen zwingen, ohne Unterbrechung im Soche und bei der Stange zu bleiben, bis er zusammenbricht. Demnach war es auch kein Unglück, daß man lange Zeit brauchte, um einen entferntern Punkt zu erreichen. Ein Armer, der zum Vergnügen reist, ohne sofort zum Strolch herabzusinken, ist heute ganz undenkbar. Ein Tagelöhner oder Fabrikarbeiter, der eine Erholungsreise antreten wollte, würde der Gegenstand eingehendster Untersuchungen für ein halbes Duzend Behörden werden. Nur wenn seine Gesundheit schon auf dem Hunde ist, kann es ihm vielleicht glücken, ins Bad — nicht aus freiem Entschluß zu reisen, sondern von wohlthätigen Menschen geschickt zu werden, nachdem der Arzt sein leibliches und die Armenkommission sein wirtschaftliches Elend bescheinigt hat. Aber daß er reisen sollte, um dem leiblichen Elend vorzubeugen, das ist ein unsaßbarer Gedanke. Aber sogar der kleine Handwerker, der kleine Kaufmann sind Sklaven ihres Berufs in einem Grade, wie es ehemals kein Höriger gewesen ist. Namentlich kleine Kaufleute haben vor Erlass des neuen Gesetzes über die Sonntagsruhe nicht einmal Sonntags einen kleinen Ausflug in die nächste Nachbarschaft ihres Wohnorts machen können, und sie sind so gewöhnt an diesen Zustand der Gebundenheit, und die Sorge und Angst um das tägliche Brot überwiegt heute so sehr alle andern menschlichen Empfindungen, daß sie sich gegen die Wohlthat, die zunächst allerdings ihren Gehilfen zugebacht war, aber doch auch ihnen selbst zugute kommt, mit Händen und Füßen gewehrt haben und zum Teil noch jetzt wehren. Und um entferntere Gegenden aufsuchen zu können, dazu gehören trotz billiger Fahrpreise und rascher Beförderung bei der Verteuerung der Naturalverpflegung so bedeutende Mittel, daß auch Männer von mittlerer Vermögenslage, wenn sie Familie haben, nicht leicht an so etwas denken können, daß ihnen also, für diesen Zweck wenigstens, die „Aufhebung von Zeit und Raum durch die Fortschritte der Technik“ nichts nützt; einem norddeutschen Familienvater von tausend Thalern Einkommen ist die Schweiz so unerreichbar, als wenn sie im Monde läge.

Aber noch mehr. Verfällt eine Gegend dem Bäderfer, der in allem übrigen

hohes Lob verdient, so sind ihre schönen Punkte fortan dem gemeinen Volke der nächsten Umgebung verschlossen. In die Promenadenanzüge, die dann dort auf allen Wegen einherwandeln, in die Hotels, die an die Stelle der Wirtschaftshäuser und Sennhütten treten, wagt sich der ärmlich gekleidete Mann nicht mehr hinein. Vor fünfzig Jahren, wo das Riesengebirge zwar schon Wanderziel für Botaniker und Studenten, aber noch nicht „Sommerfrische“ war, schwärmten an schönen Sommertagen, besonders an Sonntagen, Handwerksburschen, kleinbürgerliche und Landleute, die, um bequemer zu gehen, Schuhe und Strümpfe in der Hand trugen, genug da oben herum, und obwohl das Publikum im ganzen nicht eben fein war, hatte doch der einsame Wanderer durchaus nichts zu fürchten, wenn er nicht etwa eine grüne Uniform trug, denn von Schmugglern allerdings wimmelte es auf den Pfaden und manchmal auch in den Bauden; hatten sie ihre schwere Last den steilen Berg hinaufgeschleppt, so ruhten sie wohl in der Baude aus, indem sie den Rest der Nacht — mit den Bauermägden tanzten. Heute wird sich ein Mann des Arbeiterstandes schwerlich unterstehn, auf der Schneekoppe zu übernachten, und nachdem in jüngster Zeit mehrere Raubankfälle und eine Mordthat verübt worden sind, wird sich ein schlecht gekleideter Mensch, der sich nicht als Waldarbeiter oder Hirt oder Lastträger ausweisen kann, kaum noch da oben sehen lassen dürfen. Nur in solchen Teilen des deutschen Mittelgebirges, die noch nicht von Hauptstadtbewohnern besucht werden, erlaubt sich das Volk der Umgegend noch ein Sonntagsvergnügen auf freier Bergeshöhe.

Aber diese Freistätten schrumpfen nach Zahl und Umfang täglich mehr zusammen. Ist doch kein Flecken im Gebirge so unansehnlich, daß er nicht seinen „Verein zur Hebung des Fremdenverkehrs“ hätte. Das ist nun freilich kein soziales Übel, aber ein Anzeichen eines solchen. Die eine Stadt schreitet nach Garnison, die andre bietet alle Künste der Reklame auf, um sich zu einem Pensionopolis heranzubilden, die dritte spekuliert auf „Touristen.“ Das heißt, die Gewerbetreibenden gehen immer mehr darauf aus, ihr Einkommen von solchen zu ziehen, die ihr Gewerbe nicht am Orte oder die überhaupt kein Gewerbe treiben. Das würden sie nicht thun, wenn sie nicht dazu gezwungen wären, wenn noch allgemein der natürliche Zustand herrschte, wo Güter gegen Güter eingetauscht werden, und solche, die keine Güter erzeugen, also Unproduktive, nicht leben können. Ja der Produktive von heute fördert, der dadurch vermehrten Arbeitsgelegenheit wegen, die Vermehrung der Unproduktiven, ohne zu bedenken, daß er es selbst ist, der sie durch Steuer oder Zins erhalten muß, daß er demnach um eines vorübergehenden Vorteils wegen seine Lage auf die Dauer erschwert.

Mehr Arbeiter als Plätze für Arbeiter — das ist eben einer der Angelpunkte der sozialen Krisis. Recht grell tritt dieser Zustand in Italien hervor, wo sich die Polizei noch nicht soviel Mühe giebt, ihn zu verdecken. Welche

Menge von Leuten ernährt sich dort mit dem Verkauf von Streichhölzchen oder vielmehr Streichkerzchen! Früher soll es in Florenz von Blumenmädchen gewimmelt haben. Die ließe man sich noch gefallen, sie würden wenigstens, als hübsche Staffage, einen Zweck erfüllen. Leider waren diesen Sommer keine zu sehen. Hielten sie Sommerschlaf bis zum Wiederbeginn der Fremdenaison? Waren sie von ihren Ersparnissen in die Bäder gereist? Haben sie sich, als in unsre praktische, gewerbtätige, ernsthafte und sittenstrenge Zeit nicht mehr passend, einen Schnurrbart anschaffen und in Zündkerzchenverkäufer verwandeln müssen? Jedenfalls behaupten diese in erschreckender Überzahl das Feld. Nicht daß ich mich, gleich andern Norddeutschen, durch den Anblick eines Hausfixers belästigt und entrüstet fühlte. Was mich schreckte, war nur der Gedanke: selbst wenn alle Florentiner ebenso leidenschaftliche als ungeschickte Raucher*) wären und zu jeder Cigarre ein Duzend Streichhölzer brauchten, sie könnten unmöglich alle diese Dinger verbrauchen, die hier höchst überflüssigerweise feilgeboten werden, obwohl man sie in jedem Kramladen bekommt. Der Norddeutsche hat für diese und ähnliche Erscheinungen gewöhnlich die Erklärung zur Hand: der Italiener ist eben zu faul, etwas Mühsameres zu treiben. Aber wären sie wirklich so faul, und fände sich Arbeitsgelegenheit genug im Lande, würden sie sich da in Amerika, in der Schweiz, in Frankreich dafür prügeln und totschlagen lassen, daß sie schwere Arbeiten billig und gut verrichten und den Arbeitsverdienst nach Hause schicken? Die Thatfachen sprechen hier zu deutlich, als daß sie sich mißdeuten ließen, und bestätigen die in den Grenzboten wiederholt dargelegte Ansicht, daß bei den heutigen Bevölkerungs- und Produktionsverhältnissen Mittel- und Westeuropa für einen stetig wachsenden Teil seiner Bewohner nichts mehr zu thun hat. Die Betrachtung dieses Zustandes wirkt in Italien um so peinlicher, als dort die Denkmäler der Vergangenheit zeigen, wie angespannt thätig früher das ganze Volk gewesen sein muß. Denn in einer Zeit, wo seine Kopfszahl nur den dritten Teil der heutigen betrug (im sechzehnten Jahrhundert etwa elf Millionen), hat es ohne die Hilfsmittel der heutigen Technik außer dem Notwendigen auch allen Schmuck des Lebens im reichlichsten Maße geschaffen. Haben doch die alten Bauwerke weit mehr Arbeit gekostet als unsre heutigen, weil sie viel solider und dabei bis in die kleinsten und feinsten Einzelheiten künstlerisch ausgeführt sind. Welche Unmasse künstlerischer Handarbeit steckt allein in den Kapitälern der fünfshundert Säulen von San Marco und der hundertundsieben Säulen der

*) Leidenschaftliche Raucher sind sie nicht. Bei einem starken Regen flüchtete ich mich in die Voggia de' Lanzi und blieb dort zwei Stunden. Nach und nach sammelten sich soviel Arbeiter und Marktbauern darin, daß die geräumige Halle dicht mit proletarisch aussehenden Menschen gefüllt war. Aber von dem Gestank und Qualm, den man in solcher Lage bei uns auszuhalten hat, blieb ich verschont. Nur wenige rauchten, und diese wenigen qualmten nicht.

Vorhalle des Dogenpalastes in Venedig, in der äußern Verkleidung des Domes zu Florenz, in den Erzhüren von San Giovanni! Und nun der innere Schmuck aller Kirchen und Paläste an Mosaiken, Skulpturen, Gemälden, Gerätschaften, von dem jetzt das meiste und beste von seinem Ort fortgeschleppt und in Museen aufgestapelt ist. Was wollen unsre heutigen Tapeten, auch die kostbarsten, sagen gegen die Arazzi oder Gobelins, mit denen die Reichen im fünfzehnten, sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert die Wände ihrer Prunksäle behängten! Es ist der Gipfel eines edeln Luxus, die Wände mit einem weichen, warmen Seidentuche zu verhüllen, das des Bilderschmucks nicht bedarf, weil es selbst Gemälde ist. Und wie viel Monate, vielleicht Jahre geduldiger kunstverständiger Arbeit mag ein einziges dieser gewaltig großen Tücher erfordert haben! In welchen Massen sie aber angefertigt wurden, davon bekommt man wohl nur in Florenz einen Begriff. Den ganzen Oberstock des Archäologischen Museums nimmt die dortige Sammlung ein; eine schier endlose Flucht von Sälen und Gängen ist mit den herrlichsten gewebten Gemälden — nicht verschoffenen, wie die im Kuppelsale der Dresdner Gemäldegalerie, sondern meist wohl erhaltenen und farbenfrischen — austapeziert.

Also die Arbeit von elf Millionen hat damals hingereicht, das Leben außer mit dem Notwendigen auch noch mit Schmuck der dauerhaftesten und edelsten Art zu versehen, und heute reicht der Markt nicht hin, die dreißig Millionen mit Arbeit zu versehen! Um aber die Bedeutung dieses Menschenüberschusses vollauf zu würdigen, muß man den Blick nach Osten wenden, wo ein Land zu Grunde geht, weil es ihm an Menschen fehlt. Die Gutsbesitzer Südrußlands, so lasen wir jüngst, fürchten dieses Jahr bankrott zu werden wegen — der guten Ernte. Der reichliche Ernteausfall hat mehr Arbeiter, daher mehr Geldkosten erfordert, aber der Erntesegen ist unverkäuflich. In der Nähe giebt's keine Städte, also keine Abnehmer. Den Absatz in die Ferne hindert einerseits die Grenzsperrre, anderseits der Mangel an Verkehrswegen, an Eisenbahnen und Straßen. Weil Menschen, und namentlich weil geschickte und gescheite, thätige und unternehmungslustige Menschen fehlen, darum bleibt die volkswirtschaftlich notwendigste Arbeit ungethan, der Gottessegen ungenossen und gehen die wenigen Menschen, die dort leben, zu Grunde! Also geschieht's in einer Zeit, die angeblich „unter dem Zeichen des Verkehrs steht,“ und für die, wenn sie nur will, die Entfernungen aufgehoben sind. O unbegreifliche und ganz unerforschliche Weisheit der geheimrätlichen Vorsehung, der die Völker Europas die Leitung ihrer Geschicke anvertraut haben!

Aber wo gerate ich hin! Tief in die Volkswirtschaft hinein und nach Südrußland, das ich Gott sei Dank nicht nötig hatte zu besuchen. Dagegen habe ich den guten Freunden und lieben Vettern der Russen, den Tschechen, einen kurzen Besuch abgestattet, und da ich diesem Volke gelegentlich böses nachgesagt habe, so fühle ich mich verpflichtet, zu bekennen, daß es in der

Wirklichkeit nicht so schlimm aussieht wie in der Zeitung. Auf der Fahrt nach Prag kam ich mit einem tschechischen Kaplan zusammen. Es war nicht ein junger Kopfhänger oder Fanatiker, sondern ein alter lustiger Bruder. Meine Zufallskappe, die sein Erstaunen erregte, bildete den Anknüpfungspunkt für die Unterhaltung. Ich bat ihn, mir in Prag ein nicht zu teures deutsches Gasthaus zu nennen. „Daitisches Gasthaus? Wozu daitisches? Alle Gasthaiser bei uns sind daitisch und bemmisch.“ Ich dachte, auch in diesem Gebiet herrsche streng nationale Scheidung, und der Deutsche, der in eine tschechische Herberge gerate, werde dort verhauden oder mindestens hinausgeworfen. „Sesses, was haben doch die Herren für komische Ansichten!“ rief er laut lachend. „Kommen Sie hien, wo Sie wollen, in ein bemmisches Theater (das Wort „tschechisch“ sprach er nicht ein einziges mal aus) oder in einen Laden — wenn Sie die Laite daitisch aansprechen, werten sie Ihnen auf das hefflichste daitisch aantworten, und wenn Sie sie bemmisch aansprechen, werten sie Ihnen bemmisch aantworten, und wenn Sie sie franzessisch oder italiennisch aansprechen, werten sie Ihnen franzessisch oder italiennisch aantworten. Die ganze Feindschaft ist alles Zeitungs-schwindel, das Volk weiß nichts davon. Freilich, in eine Zeitungsredaktion der Gegenpartei darf man nicht gehen.“ Aber man liest doch ab und zu von großartigen Schlägereien? „Na, was wollen Sie? Wenn Studenten besoffen sind, dann wollen sie sich priegeln, und da brauchen sie einen Vorwand. Aber im Grunde genommen ist's ihnen gleich, ob sie sich mit Bemmen oder mit Daitischen priegeln. Unfre Laite fürchten sich auch, ins Daitische zu reisen, aber ich lache sie aus, wie ich die Daitischen auslache, die sich vor uns fürchten. Ich spreche zwar daitisch, aber jedder heert mir sogleich aan, daß ich ein Bemme bien; trotzdem bien ich ieberzaigt, wenn ich einmal zu Ihnen nach Braißen komme, werte ich iebemaal außs fraindlichste und hefflichste aufgenommen werten.“ Er bemühte sich dann nach der Ankunft noch viel um meine gute Unterbringung. Es wird an sich nicht die ganze Wahrheit sein, was der gemüthliche Mann sprach, aber ein gut Stück Wahrheit, und soviel auf ihn ankommt, wohl auch die ganze. Jedenfalls bekommt der fremde Deutsche in Prag nirgends, weder auf der Straße, noch im Gasthaus, noch in Kaufläden, noch in öffentlichen Gärten etwas von Deutschenhaß zu spüren; kein Gedanke daran, daß man Unannehmlichkeiten zu fürchten hätte!

Auch im Eisenbahnwagen begegneten uns, wir waren unser zwei Deutsche, die Mitreisenden, durchweg Tschechen, höflich und freundlich. Es ging sehr lebhaft zu. Wir befanden uns in einem „Abteil,“ das vom benachbarten nur durch die niedrige Sitzlehne geschieden war. Nicht weniger als drei Säuglinge erfreuten die Gesellschaft durch ihren Gesang, der meine vorteilhafte Meinung von der musikalischen Begabung des Böhmenvolks außs erfreulichste bestätigte. Kleinkindergeschrei ist nicht unter allen Umständen unangenehm. Peinlich wirkt es nur, wenn es durch irgend eine Pein verursacht wird. Da-

gegen höre ich es gern, wenn es bloß Lungenübung zum Zeitvertreib oder Protest gegen die in den Herren Eltern oder im Kindermädchen verkörperte Unvernunft der Wirklichkeit ist; das höre ich nämlich heraus oder bilde ich mir wenigstens ein herauszuhören. Aufrichtige Freude bereitete mir der zunächst sitzende kleine Musikant. Er protestierte mit solcher Energie gegen die unvernünftige Einschnürung in Betten, daß sich die Mama endlich gezwungen sah, ihn unter Assistenz des mehr gehorsamen als geschickten Papas auszuwickeln, worauf er seine lauten Betrachtungen über die Unvernunft des Daseins und über die schlechte Beschaffenheit der Eisenbahnwagen in milderer Tonart fortsetzte und stellenweise mit Rundgebungen einer behaglichen Stimmung unterbrach. Das wird einmal ein tüchtiger Oppositionsmann werden, dachte ich stillvergnügt. Dem einen seiner beiden kleinen Kameraden mag wohl mit der Stimme zugleich auch der Atem und das Bewußtsein ausgegangen sein. Seine Mama nämlich, eine jugendliche Böhmain, schwang ihn, aufrecht und quer im Wagen stehend, mit bewundernswürdiger Kraftentwicklung und Ausdauer, unaufhörlich hoch und tief und lag diesem Geschäft wohl eine Stunde lang ob: mit ernsthaftem Gesicht, wie es sich für ein so ernsthaftes Geschäft geziemt, ohne rechts oder links zu schaun und ohne sich um irgend etwas in der Welt zu kümmern, machte sie immer in dem gleichen, sehr raschen Tempo die Bewegung des Sägens oder Pumpens.

Nicht minder unverdrossen unterhielt während dessen der gemütliche Kaplan seine nähere Umgebung abwechselnd mit Scherzen und belehrenden Reden, in meiner nächsten Nähe aber entspann sich das erste Kapitel eines Romans. Ein Mädchen steigt mit ihrem*) kleinen Bruder ein und setzt sich dem neben mir sitzenden jungen Manne gegenüber. Von Zahnschmerz geplagt, hält sie sich die Wange. Der junge Mann holt aus seinem Koffer ein Fläschchen hervor und reibt ihr mitleidig die Wange ein. Da ist der Zahnschmerz wie weggeblasen, und es beginnt die heiterste Unterhaltung. Aber der junge Mann soll sehen, was für eine tüchtige zukünftige Hausfrau die Jungfrau ist, und wie sie keinen Augenblick unbenuzt läßt. Sie zieht einen Korb voll Schoten hervor und fängt an, sie auszukernen. Der junge Mann lernt mit. Sie sind sehr vertieft in diese Arbeit, und nicht selten stoßen bei einem Ruck des Wagens ihre Stirnen zusammen. Nach etwa zwei Stunden ist das Geschäft beendet. Was nun vornehmen? Zum Reden scheinen die Herzen zu voll zu sein. Der Blick des jungen Mannes fällt auf den sechsjährigen Bruder des Mädchens. Es ist ein großer Bengel von der fetten, faulen Art, die sichs möglichst bequem macht, sich gern räfelt und sich schönthun

*) „Seinem“ zu schreiben, kann ich mich schlechterdings nicht entschließen. Möchte doch endlich einmal ein Sprachgewaltiger den Mädchen wieder zu ihrem Geschlechte verhelfen, das sie verloren haben, seitdem sie weder Jungfrauen, noch Jungfern, noch Mägde mehr sein wollen.

läßt. Der junge Mann zieht den dicken Burschen auf seinen Schoß und küßt ihn ab. Die Schwester schaut ein Weilchen zu, dann reißt sie das Brüderlein an sich und küßt weiter. Dann holt sich wieder der Liebhaber das Leitungsflümpchen, dann wieder die Schwester, und so fort, bis die Geschwister aufsteigen.

Ein Doppelskuppe, noch besser ein sogenannter Salonwagen, bietet eben weit mehr Unterhaltung als ein ganz abgeschlossenes, und hat ein Kupee vollends nur zwei schmale Fenster, so bildet es ein Gefängnis, in dem einem angst wird. Alte Wagen mit solchen Gefängniszellen werden noch auf mehreren österreichischen Bahnen benützt. Überhaupt sind auf der österreichischen Staatsbahn die Wagen und die Einrichtungen (in manchen Zügen keine Abteilungen für Nichtraucher und selbst in Schnellzügen keine „Aborte“) durchschnittlich schlechter als bei uns. Auch die Fahrkartenrevisionen, die kürzlich in einem englischen Blatte verspottet worden sind, werden drüben noch eifriger betrieben als bei uns. So lernt man in Böhmen nicht allein den Tschechen, sondern auch unserm Herrn Eisenbahnminister so manches Unrecht abbitten. Was hat er nicht alles zu leiden von bösen Mäulern und Federn, der arme Herr von Thiele! Das „leiden“ ist freilich nur objektiv zu nehmen, da ihn sein glückliches Temperament davor schützt, die Nadelstiche und Hiebe zu empfinden. Möge ihm der Himmel seine Ruhe und die Hornhaut seiner Seele bewahren, und möge er sich damit vor seinem Kollegen von der Finanz so erfolgreich schützen wie vorm Publikum; denn läßt er sich von dem umgarnen, dann ist's mit dem Reisen zu idealen Zwecken vollends vorbei; sind doch die wenigen Narren, die sich darauf einlassen, allesamt auf billige „Zusammenstellbare“ angewiesen.



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Zur Reform des Religionsunterrichts. Freunde der Religion und der Jugend, die wissen, wie schwierig der Religionsunterricht an sich ist, und wie diese Schwierigkeit durch die ungeheure geistige Gährung unsrer Zeit ins Unerträgliche gesteigert wird, müssen jeden verständigen und wohlmeinenden Reformvorschlag willkommen heißen. Einen recht radikalen enthält das Buch: Das Judenthum in der religiösen Volkserziehung des deutschen Protestantismus von einem christlichen Theologen. (Leipzig, Fr. Wilh. Grunow, 1893.) Wenn wir die Hauptforderungen des Verfassers: Beseitigung des Alten Testaments und des Kleinen Katechismus von Luther aus dem Religionsunterrichte verraten, so wird der Leser zunächst vermuten, er habe es mit einem fanatischen Antisemiten zu thun.